



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 13.

Wiesbaden, den 25. Dezember 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Weihnachtsfrieden“, von Dr. D. Kiefer. — „Legende“, von R. Mörtger. — „Deutsche Kriegswihnacht in Honolulu“, von E. Engelhardt. — „Der Spielwarenhändler vom Argonnerwald“, von J. Graf Vontano. — „Eine Weihnachtsgeschichte“, von Sophie von Adelung. — „Rustige Götter.“

Zum Geleite.

Es ist alles an uns Menschen so, daß es wieder von andern Menschen großgezogen wird, und es ist das glückliche Vorrecht bedeutender Menschen, daß sie in andern auch das Bedeutende, das wohl sonst später zum Vorschein gekommen wäre, früher entwickeln.

Adalbert Elster.

Weihnachtsfrieden.

Von Dr. D. Kiefer.

Wie man liebt, will der Papst abermals einen Schritt unternehmen, um über die Weihnachtsfeiertage einen Waffenstillstand herbeizuführen. Ob ein solcher Schritt gelingt bei einem so allgemein kirchen- und religionsfeindlichen Volk wie den heutigen Franzosen? Ob diese Vertreter der „Kultur“ nicht wieder wie vergangenes Jahr eine teuflische Freude daran finden, die Schützengräben der „Barbaren“, in denen kleine Tannenbäume mit Lichtern die wehmütige Erinnerung an die ferne Heimat und ihre Lieben wecken, mit Granaten zu bewerfen? Also, daß der deutsche Familienvater, eben noch im Traum mit Weib und Kind um den strahlenden Lichterbaum versammelt, zur Mordwaffe greifen muß in der heiligen Nacht, da die Engel ihr „Friede auf Erden“ verkündeten? Gestehen wir's offen: bisweilen fassen wir uns an den Kopf, als könnten wir's nicht begreifen, daß dies alles Wirklichkeit und kein böser Traum ist. Denn wir können es immer noch nicht fassen, daß unsere Feinde, äußerlich Menschen gleich uns, innerlich so ganz anders, so ganz roh und gemühtlos sein sollen. Aber die Erfahrung jedes Kampftages lehrt es und hämmert unsre weichen deutschen Herzen hart, wie die eiserne Zeit sie verlangt. Und so werden wir auch nicht greinen wie Kinder, denen man ihr Spielzeug genommen, wenn auch dieses Jahr die heilige Nacht keine Nacht der Friedensgefänge sein kann. Ja, wir werden, wenn dies die Allgemeinheit so erfordert, auch auf die Lichter am Tannenbaum verzichten, so schwer's uns fallen mag. Wir werden vielleicht in stiller Christnachtstunde unsre Lieben versammeln, sei es daheim oder draußen, wo die Pflicht uns gerade hingestellt hat, werden das Buch der Bücher aufschlagen und miteinander die unvergängliche, ewig wahre und schöne Geschichte von der Menschwerdung Jesu, des unvergänglichen Himmelslichts und Friedesfürsten lesen. Draußen blinken vielleicht glänzende Sternheere, vielleicht rauschen Abendglockenklänge, vielleicht dröhnen

aber auch gerade Kanonenschüsse und rasseln Maschinengewehre. Einerlei. Der Friede, der aus dem Buch der Bücher zu uns herweht, ist von keinem Friedenskongreß abhängig und bedarf keiner Christbaumlichter. Denn es ist jener hehre, wahrhaft göttliche Friede, von dem es heißt, daß er „über aller Vernunft“ liegt. Er ist die edelste Weihnachtsgabe, die einem Menschenherzen zuteil werden kann, er ist der herrlichste Gewinn, den uns allen die Weihnacht schenken kann. Aber wir können ihn nicht erjagen mit Angsten und Sorgen, mit Jammern und Klagen über die schweren Zeiten und großen Verluste, wir können ihn auch nicht künstlich in uns erwecken durch sentimentale Stimmungsmache. Seinem tiefsten Wesen nach ist er eine „Gnade“, d. h. ein Geschenk des Himmels, das die oberflächlichen, genüßgierigen „Kinder der Welt“ niemals erhalten, schon weil sie innerlich gar nicht dafür bereit sind. Wer durch tiefen Schmerz gegangen, wer die Vergänglichkeit alles dessen, woran gewöhnlich Menschenherzen hängen, erlebt hat, wessen Glücksträume zerronnen, mit einem Wort: wen die Stürme des Lebens innerlichst aufgewühlt haben, dessen Herz ist wahrscheinlich geeigneter zur Aufnahme des himmlischen Saatkorns, aus dem die Wunderblume des Gottesfriedens sprießt. Haben nicht die Kriegsstürme so manches bisher verstockte Herz gelockert, so manche leere Menscheneitelkeit in sich zusammenfallen lassen, viele unter uns reifer gemacht für die Aufnahme des wahren Weihnachtsfriedens? Denn die Palmen dieses erhabenen Friedens wachsen nicht auf den staubigen Landstraßen unserer alltäglichen Lebensgewohnheiten, verdorren allerdings andererseits in der Treibhausluft eines Lebens, das nur im Genuß seinen höchsten Zweck erkennt. Nein, gerade dann, wenn wilde Stürme alles Gekünstelte, Falsche von uns weggerissen haben und das Land unserer Seele ganz einsam und scheinbar brach daliegt vor der Sonne Gottes, dann ist es vielleicht am meisten empfänglich für die ewige

Saat. Schon der alte Indier wußte von den zweierlei Pfaden zur Vollendung: der eine, den die meisten Menschen wandeln müssen, ist der Pfad der Leiden. Auf ihm gelangen heute doch so manche ins Land des Gottesfriedens. Die Pforte, durch die man gehen muß, heißt: sich ergeben in den Willen Gottes. Es ist der Zustand, den wir bei unsern Verbündeten, den Mohammedanern kennen lernen könnten. Es ist der wunderbare Trost, den die Bekenner Allahs in ihrer Auffassung des Gottesbegriffes haben. Aber für uns ist dieser Glaube nur Vorstufe. Wir wollen mehr. Wir wollen eintreten ins geheiligte Lichtland des Gottesglaubens, wie ihn Jesus erlebte und uns als heiliges Erbsäck hinterließ. Wir fügen uns nicht bloß stoisch und mohammedanisch in ein unerforschliches Geschick. Wir vertrauen, wir lieben dies „Geschick“! Denn für uns steht hinter dieser Notwendigkeit der liebende Vatergott, der es mit seinen Kindern nie anders als gut meinen kann, auch wenn er ihnen Zeiten schwerer Not und größter Anforderungen an ihren Willen schickt. Der wahre Christ liebt sein Geschick und kann darum mit demselben Recht den „Heroismus“ als seine Weltanschauung beanspruchen, wie dies die Jünger Michsches so gerne tun (wenn auch mit viel weniger Berechtigung und Sinn). In wessen Herz aber einmal diese Wunderblume erblüht ist, der hat den Frieden Gottes, ob ihm das Leben auch weiterhin nichts als Kämpfe und Sorgen bringt. Wer gibt uns denn ein Recht, vom Leben die Erfüllung unserer Wünsche zu fordern? Der Christ braucht ja keineswegs auf dem Standpunkt Schopenhauers und der Indier zu stehen, wonach das Leben gerade dazu da ist, um durch die Entzündung der Erkenntnis seine Selbstaufhebung, seine Rückkehr in die Ruhe der Gottheit zu bewirken, aber soviel steht fest, daß die ersten Bekenner dieses Glaubens dem Wesen des Religiösen näher stehen, als alle die oberflächlichen Genießer, „Lebensbejaher“, durch deren „Aufgeklärtheit“ dieser Krieg mit all seinen furchtbaren Tatsachen einen diden Strich gemacht hat! Das echte Christentum ist die Religion — weder der Weltflucht, noch viel weniger aber des Weltgenusses sondern — der Weltüberwindung! Überwinden aber heißt vor allem: handeln. Jedes Handeln ohne Ziel und Sinn wäre sinnlos. Der Sinn christlichen Handelns ist Mitarbeit am „Reich Gottes“, das bekanntlich ein Reich geistiger und sittlicher Werte ist. Solches Handeln überwindet auch das Leid. Solches Handeln erfüllt das Herz mit seligem Weihnachtsfrieden, wie es andererseits aus dem Geiste dieses Friedens geboren ist.

Was hilft uns heute alles noch so schöne Reden und Träumen der unverbesserlichen Phantasten, die vom „ewigen Frieden“ schwätzen? Nichts. Ja, wer sich aus noch so „idealen“ Gründen weigern wollte, den pflichtmäßigen Kriegsdienst zu leisten, der müßte als Vaterlandsfeind bestraft werden. Und mit Recht. Wann unser Volk das Schwert wieder in die Scheide stecken darf, das liegt in Gottes Hand. Darum wollen wir aber nicht sentimental und kleinmütig jammern, wenn auch diesmal Kanonendonner statt Friedensglocken ertönt in der Weihnacht. Denn wir wissen nun, daß uns kein Krieg der Welt den Frieden rauben kann, den uns Jesus gebracht hat und der uns, gleich jenem Stern der Weihnacht, leiten mag durch alle Dunkel und alle Wetterstürme der Welt ins ewige Vaterhaus!



Legende.

Von Karl Röttger.

Und danach sehnte ihn, allein zu sein,
Aus allen Menschen weit hinaus zu gehen,
Durch einen hellen Tag voll Sonnenschein —
Und wie ein Ding im Abend still zu stehen . . .

Da stand er auf vom großen Jüngerkreis
Und schied mit einem Lächeln da von ihnen,
Und wandte sich, und wie er hinging leis,
War er vom Licht des Morgens glanzbeschieden . . .

Und kam hinaus ins freie, weite Feld
Und ging im Staub die weißen, heißen Wege —
Und sprach: „Dies ist mir Not: einsame Welt,
Daß ich mein Einsamstes stumm in sie lege . . .“

Und sprach: „Dies ist mir Not: im Sonnenschein
Durch einen Tag bis in die Nacht zu gehen —
Und dann im Dunkel, unbekannt und klein,
Der großen Gottheit ins Gesicht zu sehen . . .“

Und als es Mittag war, rastete er
Im Schatten unter alten, hohen Bäumen —
Die rauschten dunkel über ihn und schwer —
Und lange saß er da in dunkeln Träumen . . .

Er sprach: „So redet Gott, so dunkel auch
Wie Bäumeschatten in der Sonnenhelle —
Und hat wie sie so kühlen, weichen Hauch
Und einen Atem wie des Windes Welle.“

Dann, als er sich erhob und weiter ging
Im Staub und durch die Wiesen, durch die Halme —
Sah er den Glanz, der über allem hing,
Wie Lächeln Gottes, wie das stumme, reine.

Glück aller Welt, das keine Worte weiß;
Und sah das Licht wie riesige weiße Schwingen
Die Erde überspannen und sprach leis:
„So will ich sein —: Glanz über allen Dingen . . .“

Der Abend war schon kühl. Er saß am Strand
Und fühlte, wie aus Einsamkeit und Stille,
Schönheit und Licht — — die Seele bis zum Rand
Sei voll geströmt mit Weisheit und mit Fülle . . .

Er sann bis in die tiefe Dunkelheit
Der Nacht. Da stand er auf, daß er sich wende
Heim zu den Seinen . . . die ihn suchten . . . weit,
Und ging hin durch die Nacht, daß er sie wiederfände.



Deutsche Kriegsweihnacht in Honolulu Hawaii).

Von E. Engelhardt.

Der erste Aufstakt für unsere Kriegsweihnacht war eigentlich die Besprechung, welche am 11. Dezember auf der Kanai meines, reizend hoch über der Stadt gelegenen Häuschens stattfand. Zu Dritt legten wir die Einzelheiten für eine Weihnachtsbescherung fest, welche wir Deutsche allen Mannschaften und Offizieren der infolge des Krieges im Hafen von Honolulu liegenden zehn deutschen Schiffen bereiten wollten. Freilich was man, im guten Sinne, Weihnachtsstimmung nennt, fehlte gänzlich. Es war so warm, daß sogar der weiße Anzug und der frische Bergwind, der uns aus dem Manoatale Kühlung bringt, uns nicht davon abbringen konnten, daß es „eigentlich Hochsommer“ sei. Und draußen in unserem Garten blüht die herrliche Weihnachtsblume dieses Klimas, die blutrote Poinsetta. Die Bongainvillea, die den breiten Giebel unseres Hauses berankt, treibt eine leuchtend violette Blütenbolle nach der anderen. Der Mainavogel hüpfst zwitschernd im Gras und die Iwi, die ihr Nest in den Eukalyptusbäumen drüben über die Straße gebaut haben, flöten eitel sonnenfrohe Lieder.

Am nächsten Tage kam schon ein anderer Ton in diese vorweihnachtliche Zeit. Fünf Leute von S. M. S. Kanonenboot „Geier“, das hier bis zur Beendigung des Krieges interniert ist, kamen in unser Haus, um mit mir für die in der Kirche geplante Weihnachtsmusik zu proben. Da man hier, des Klimas wegen, fast nur Holzhäuser hat, hört man natürlich jeden Ton straßenweit. Und so lauschte denn auch bald eine große Zuhörerschaft aus allerlei Rassen und Nationen den Klängen, welche Instrumente und Kehlen in die Sonntagnachmittags-Feierstille hinaus sandten; und Portugiesen, Hawaier, Chinesen, Japaner und die Amerikaner der Nachbarschaft hörten deutsche Weihnachtslieder.

Es war eine Woche später. Wir hatten schon das Eintreffen der aus Kalifornien bestellten Tannenbäume auf nächsten Dienstag berechnet. Es wurde uns jetzt schon etwas mehr weihnachtlich zumute. Und als ich dann gar auf der Orgelbank unserer traulichen kleinen deutschen Kirche saß, und noch einmal probte, was ich morgen in der Weihnachtsmusik auf der Orgel zu spielen hatte, da war es fast, als zöge ein Hauch der deutschen Weihnachtswinterkälte über mich hinweg, als brauchte ich nur auf die Straße hinauszugehen — um, anstatt Englisch, Hawaiisch und Japanisch, — das liebe Deutsch aus jedermanns Munde zu hören.

Der letzte Akkord von Rheinbergers „Vision“ verklang — und deutsche Laute drangen an mein Ohr. Die enge Treppe zur Orgelempore kam der Hoboistenmaat Petersen vom „Geier“ herauf. Aber — allein! Und traurigen Gesichtes erklärte er mir das Ausbleiben seiner Kameraden, die heute zur letzten Probe, mit Orgel, hatten hier sein sollen. Ein Brief des ersten Offiziers, Kapitänleutnants Eisenmann, bestätigte das Unfassliche. Die Regierung der United States hatte uns Deutschen zur besonderen Weihnachtsfreude die Erlaubnis ihres in Hawaii kommandierenden Admirals Moore zurückgenommen, welcher dem Kommandanten des „Geier“ freistellte, seinen Leuten hier und da Landurlaub zu gewähren. Von heute an waren die 171 Mann geradezu „Kriegsgefangen“ auf dem kleinen Kanonenboot. Nur in geschlossenem Zuge und geführt von einem Offizier konnten sie zum „Spaziergange“ ausgetrieben werden. Die Bitte, den Mannschaften den Besuch des Weihnachtsgottesdienstes in der deutschen Kirche in geschlossenem Zuge wenigstens zu gestatten, wurde abgelehnt, mit dem Bemerkens: der deutsche Pastor käme sicher ebensogern auch auf den „Geier“, um den Mannschaften zu predigen. Auch die Bitte, den Mannschaften den Besuch der Weihnachtsmusik, auf die alle sich gefreut hatten, freizugeben, wurde abschlägig beschieden. Da natürlich auch den Musikern die Mitwirkung versagt war, mußten wir die schöne Nummer vom Programm absetzen. Die Weihnachtsfreude war uns allen gründlich verdorben, weil wir diese völlig sinnlose, grundlos unfreundliche Handlungsweise ganz und gar nicht verstehen konnten. Nie waren irgend welche Klagen über irgend welche Verstöße der beurlaubten deutschen Mannschaft bekannt geworden. Wie ich auf dem „Geier“ hörte, teilte der amerikanische Admiral Moore, der die Bloßstellung durch seine Behörde bitter empfand, dem deutschen Kommandanten sofort brieflich mit, daß er gegen diese Aufhebung seiner Anordnung sogleich ausführliche telegraphische Beschwerde in Washington eingelegt und Gestattung freien Landurlaubs für die Besatzung des „Geier“ gefordert habe.

Wir mußten die Entscheidung des Navy-Departement in Washington unter dem hervorragenden „Marinesachmann“ Daniels, dem einstigen Juristen, jetzt Staatssekretär der Marine, eben der langen Liste unfreundlicher Akte zählen, welche wir bereits mit anderen, schlechthin unfreundlichen Akten der gegen England so lebenswürdigen sogenannten „Neutralität“ der U. S. A. hatten füllen müssen.

Draußen goß der Himmel Ströme eines warmen Winterregens herab. Er weinte, so sagten wir bitter, daß die U.-S.-A.-Regierung ihren Admiral so bloßgestellt und unseren, an sich schon um ihre Internierung zu bedauernden blauen Jungs auch noch die kleine Freude von ein paar Stunden Landurlaub genommen hatte, während sie

andererseits ihren eigenen Herren Soldaten gegenüber an Aufmerksamkeiten und lebenswürdigem Entgegenkommen gar kein Ende finden können. Freilich, Bauer, das ist was anderes! Die gnädigen Herren Soldaten der U.-S.-A.-Armee — und die blauen Jungs des gegen das „Mutterland“ der U. S. A. kriegenden Deutschland — —!

Daheim, bei uns in der paradiesisch-schönen Thurston-Avenue, dampfte der Kaffeetopf und stand der Tisch gedeckt für fünf Musiker, die nach der Probe wieder zu einem deutschen Kaffeestündchen zu uns kommen sollten. Aber Kaffee, Kuchen, Zigarren und das vorbereitete Abendessen warteten vergebens! Zum Glück hatte der Hoboistenmaat Petersen meine sehr gute Geige ausgeliehen. Um sie umzutauschen, mußte er zur Kaffeequelle kommen, mit der Möglichkeit, sich zur Ausführung des Befehls: „Möglichst bald wieder an Bord zu sein“, durch eine eingelegte Kaffeepause zu stärken. Die Gefahr, wegen „Aufreizung zur Gehorsamsverweigerung“ vor das Kriegsgericht auf S. M. S. „Geier“ zu kommen, nahm ich „tapfer“ auf mein Gewissen.

Als ich dann am Sonntag abend den sehr zahlreichen Zuhörern, die unsere Kirche füllten, bekannt geben mußte, daß die erwähnte Anordnung der amerikanischen Regierung uns nötige, den geplanten Vortrag der „Geier“-Leute ausfallen zu lassen, da grub es sich mir zum Nimmervergessen ein: Diese amerikanische „Neutralität“, ein von Präsident Wilson mit solchem Aufwand von Worten und Betonung der „christlichen Gesinnung“ des amerikanischen Volkes, und seiner Kultur, die solches Morden verabscheut, verflündigt, ist keine Neutralität, sondern geschickt verdeckte und schlan ausgenützte, in sich schwächliche und moralisch faule Parteigängerei für Serbien und seine Verbündeten. (Denn zu sagen: „Für England und seine noblen Herren Verbündeten“, wie die Engländer es gern formuliert haben möchten, ist geschichtlich falsch!)

Der 24. Dezember war ein Regentag. Um 4 Uhr nachmittags sollte ich, so hat der Kommandant, an Bord von S. M. S. „Geier“ eine Weihnachtsansprache halten. Ein Automobil brachte mich trocken durch den strömenden Himmelsregen und den tiefen Schlamm und Morast der Straßen im Hafenviertel. Der diensttuende Offizier erwartete mich am Steg und führt mich ins Zimmer des ersten Offiziers, das meine „Sakristei“ bildet. Auf dem Achterdeck, das durch Segeltuch nach allen Seiten wasserdicht abgesperrt war, hörte ich die Tritte der Mannschaft, die bei meiner Ankunft in zwei Divisionen eingeteilt und in Parade da stand und jetzt die Treppen zum Achterdeck hinaufstieg. Der Kommandant Grashoff und der erste Offizier holen mich ab und geleiten mich zum Altar.

Nie werde ich das Bild vergessen, das mir in die Augen fiel und haftete, als ich die Treppe heraufkam: der ganze Raum mit Flaggen geschmückt, in zwei Gruppen zur Rechten und Linken die Offiziere und Mannschaften, auch einige Mitglieder der Deutschen Kolonie, der Hintergrund abgeschlossen durch die herrliche deutsche Kriegsflagge, von der zwei Lichterbäume sich abhoben; zwischen ihnen, von einer Kriegsflagge bedeckt, der Altar. Die Kapelle des „Geier“ begleitete die Weihnachtslieder. O, welche ganz neue Stimmung lösten sie in uns aus! Und dann die alte, liebe Weihnachtsgeschichte vertiefte sie. Unsere Gedanken und wünschende Sehnsucht gingen in die Zukunft! In ganz neuem Sinn stand es vor uns als das Ziel, für das unsere Brüder daheim kämpften: Ehre dem Gott der Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Treue und Liebe. Friede auf Erden, für lange, gesegnete, schaffende Arbeit. Und Menschen des Wohlgefallens! Mehr Weihnachtstrost und Zuversicht als Jubel und Freude-Erfülltheit erhoben uns! Und hier durfte ich reden zu Männern, die auch ihre Pflicht tun wollten fürs Vaterland, die sie in einer ausichtslosen, todesgewissen Fahrt von Singapur kreuz und quer über den Stillen Ozean auch taten — und jetzt untätig hier sitzen müssen —, weil ihr Schiff zu alt, die Maschinen und Kessel nicht mehr seefähig sind. Das deutsche Volk ist der Besatzung des „Geier“ eine ganz besondere Genugtuung schuldig, nicht für große, äußere Taten, die sie der Lage der Dinge nach nicht verrichten konnten, — sondern

dafür, daß man diese 171 in einem nicht mehr seetüchtigen Fahrzeug, dessen alte Kessel kaum 4 Seemeilen Fahrt mehr leisteten, als sie in Honolulu ankamen, über den weiten Stillen Ozean schickte, wo sie jeden Augenblick auf einen Gegner stoßen konnten, der in jeder Gestalt ihnen unbedingt überlegen war. Es wäre einfach ein Hinmorden gewesen, ohne daß Aussicht für den „Geier“ bestand, sich zu wehren oder selbst zu schaden. Darum müssen diese deutschen Brüder untätig hier liegen; ihr heißer Wunsch, auch mitstreiten zu dürfen, ist unerfüllbar. Ich weiß, daß mancher der Offiziere und Mannschaften sich schämt, weil er, ohne etwas „geleistet“ zu haben, heimkehren muß, nachdem er während des großen Krieges in gefahrloser Mufe zu Honolulu — Garnisonsdienst tat. Dafür muß das deutsche Volk den Brüdern auf dem „Geier“ Genugtuung geben! —

Auf dem Deck waren mittschiffs die Tafeln für die Mannschaftsbescherung aufgestellt. Die weißen Tücher wurden gelüftet und die Gaben verteilt. Der Kommandant ließ sich von einigen Leuten zeigen, was sie bekamen. Es war aber doch eine sehr stille Bescherung. Es war eben eine Kriegswihnacht!

In der Offiziersmesse war den Offizieren beschert. Voriges Jahr, in Triest, hatten sie ganz anders gefeiert! Die Verheirateten hatten damals Besuch von ihren Frauen und Familien, die mit Weihnachtspaketen ankamen. Heute hatten sie nicht einmal Briefe, hofften aber, morgen welche zu erhalten.

Ich brach auf; das Automobil wartete noch und brachte mich heim. Als die Tür ins Schloß fiel, lehnte ich mich froh im Sitz zurück: nun begann meine Weihnacht! Diese wunderbare Weihesimmung, welche ich auf dem „Geier“ erlebt hatte, erfüllte mich so stark, daß mir der Wagen kaum schnell genug durch die Dunkelheit fuhr.

Unser Weihnachtsbaum stand geschmückt im Zimmer. Auf der Kanai saßen im Dunkel vor dicht verhängten Fenstern zehn Offiziere von deutschen Schiffen im Hafen. Die Klingel klang, die Türe ging auf und hinter unserem 1½-jährigen Jungen, der zum erstenmal den Lichterbaum bewußt schaute und entzückt einem jeden zeigte, traten wir Große ins Weihnachtszimmer — mit ganz eigenartig abgestimmtem Innenleben. Der Grundton der Kriegs-Weihnacht gab der Harmonie die Farbe und unvergeßliche Eigenart. Der Kriegswihnacht entsprechend, hatten wir auch nur ganz besonders schlichte Erinnerungsgaben jedem bereitet. Kann man es uns verdenken, daß an diesem Abend bis spät in die Nacht hinein Landkarten und Zahlen und Namen unsere Gedanken und Lippen und Herzen bewegten?

Und am nächsten Abend, dem 25. Dezember, feierten wir in der Wiederholung mit anderen Offizieren, die gestern Bordwache gehabt, noch einmal Kriegswihnacht.

Am 28. Dezember haben wir noch einmal Weihnachtsbäume geschmückt. Washington hatte erlaubt, daß die Besatzung des „Geier“ zur Bescherung an Land dürfe! Und von allen anderen Schiffen kamen sie auch. Der Bürgermeister hatte die hawaiische Kapelle unter Leitung des ehemaligen deutschen Militärmusikers Berger, Veteran von 1866 und 1870/71, gesandt. In festlicher Stimmung mischten sich einheimische Deutsche unter die Wasserratten, die wir Landratten, getreu dem Rat des Herrn Churchill, für heute „ausgegraben“ hatten, womit in der Ansprache Herr Churchill für unsere Feier mitverantwortlich gemacht wurde. Eine Mischung von grimmer Ironie und Scherz, die tosenden Beifall fand. Meine gottgesegnete, kräftige Stimme erwarb mir den Vorzug, die Namen der Besicherten aufzurufen. Nach einer Stunde und 25 Minuten Rufens wurde ich dann von allen Seiten geprüft, ob ich heiser sei. Und es war nicht so.

Es war etwas Wundervolles, was wir mit heim nahmen: Das gewaltige Erlebnis der Bruderschaft, der unlösbaren Zusammengehörigkeit, das uns vorher noch Fremde in diesen Abendstunden so vereinigt hatten, daß wir es als Abschied empfanden, als man auseinanderging. Wir hatten eine ganz leise Ahnung von dem Unsagbaren, Ueberwältigenden des Einheitserlebnisses, das bei Ausbruch des Krieges durch unser ganzes Volk ging. Als die

letzten Schritte der in geschlossenem Zug abmarschierenden „Geier“-Leute verhallten, wußten wir, daß sie wirklich unsere Brüder waren. Und das war uns das Zeichen der Morgenröte über einem besseren, reiseren und größeren Deutschland!



Der Spielwarenhändler vom Argonnerwald.

Von J. Graf Komtano.

Frohgemut war er in jungen Jahren aus Deutschland in die Fremde gezogen, nach dem schönen Frankreich, in unbestimmtem Sehnen nach neuen Lebensformen und größerer Angebundenheit. Stets war er mehr Künstler wie Handwerker gewesen und so lockte ihn das anmutige Geschäft eines Schnitzers von allerlei Holzspielwaren, die schließlich bunt bemalt in den Handel kamen. Er wußte seinen Holzpuppen einen so originellen Gesichtsausdruck und seinen „Kasperln“ so drollige Grimassen „anzuschneiden“, daß sie reißenden Absatz fanden und ihrem geschickten Verfertiger eine gewisse Lokalberühmtheit verschafften in jener Gegend des Argonnerwaldes, in der er festhaft geworden war. Sein Stolz aber waren nicht seine Spielsachen, sondern seine Zithern, Werke eigener Erfindung, hübsche Kinderzithern und „Mandolinenzithern“, auf denen man sowohl Zither wie Mandoline spielen konnte. Natürlich gab es dazu auch Noten, sauber mit der Hand getrigelt, nur wollten die französischen Liedchen dem „maitre Guillaume“, wie ihn der Volksmund respektvoll nannte, wenig behagen.

Er hatte aus seiner frühen Jugend noch eine dunkle Erinnerung an bayerische Hochgebirgszitherklänge, und wenn er allein war, verschloß er manchmal die Türe und zupfte mit innigem Vergnügen die alten Weisen: „Auf der Alm, da gibt's koa Sünd“ — „O du himmelblauer See“ und mit ganz besonderer, seltsam wehmütiger Freude das urdeutsche: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!“ vor sich hin.

Seine kleine Jeanne durfte nichts davon erfahren; er hatte sich die schwarzhaarige, dunkeläugige Französin mit den schmalen Schultern, den kleinen Füßchen und der Vogelstimme nicht etwa aus einem Dorfe, nein, aus Paris selbst als Lebensgefährtin geholt; ein „Pariser Püppchen“ wollte er haben, und so puppenhaft wie seine eigenen Gebilde kam sie ihm auch immer vor gegenüber seiner vierschrötigen Kraft. Jeanne hatte „in einer unbegreiflichen Marotte“, wie ihre Eltern es nannten, — in Wahrheit aber in einem erleuchteten Augenblick, in dem sie das grundgute Herz des Deutschen erkannte, eingewilligt, sein Weib zu werden; doch deutsches Wesen war und blieb ihr fremd, sie hatte noch kein Wort von der Muttersprache ihres Gatten erlernt und hegte eine unbestimmte Furcht vor seinem fernen Vaterlande.

Da flogen wie unheimliche Vögel mit schweren, schwarzen Schwingen die ersten dunklen Kriegsgerüchte im Lande auf, da saßte die rasche deutsche Kriegserklärung ganz Frankreich, so sehr es heimlich auch gelauert und gerüsst hatte, doch jäh wie mit einer Riesensau. Jeanne ging mit verweinten Augen umher und manchmal richtete sie die Blicke stumm und vorwurfsvoll auf den Gatten, als wollte sie ihn anklagen für die „Schuld“ seiner Nation. Ihre Züge waren mit den Jahren scharf und ihre Lippen streng geworden. Den grauköpfigen Spielwarenhändler aber — er war nun 56 Jahre alt — erfaßte es wie ein vaterländischer Taumel. Er konnte nicht anders, er schloß sich in seine Kammer ein, holte seine Lieblingszither hervor und spielte heimlich darauf, so lange Jeanne bei den Nachbarn weilte: „Ich hatt einen Kameraden“ und „Die Wacht am Rhein“.

Und sie kamen gezogen, seine siegreichen Brüder und Landsleute. Im Argonnerwalde setzten sie sich fest und

ertritten jeden Fußbreit Boden mit Strömen Blutes. Und in dem waderen, alten Manne flammte das ganze deutsche, ehrliche Herz und goldeste Empfinden wieder auf. Er öffnete Herz und Hof, — nicht widerwillig wie seine Nachbarn, soweit sie nicht überhaupt geslohen waren —, nein, mit tausend Freuden seinen deutschen Kameraden. Er rollte mit schweißtriefender Stirne nach und nach 42 Fässer Apfelwein, die er als eigenes Erzeugnis im Keller gelagert hatte, herbei, und während Jeanne sich trotzig im Hintergrunde hielt und zu keiner Handreichung zu bewegen war, schenkte er mit leuchtenden Augen den goldklaren Trank für die dürstenden, von der Augustsonne ausgehörrten Soldatenkehlen, jede Vergütung ausschlagend; er wies die Deutschen in der unwegsamen Wildnis des Argonnenwaldes zurecht, er suchte als Dolmetscher zwischen der von Angst und Wut geschüttelten Landbevölkerung und den deutschen Truppen gütlich zu vermitteln. Doch bald erhob sich um ihn ein Zischen: „Verräter!“ knirschten die Nachbarn. „Maudit Allemand!“ fluchten die Bauern und ballten die Fäuste in der Tasche. Aus dem beliebten „maitre Guillaume“ war mit einemmal der „verfluchte Deutsche“ geworden. Auch auf Jeanne erstreckte sich der Haß. Warum hatte sie diesen „Barbaren“ geheiratet? O unbegreifliche Verirrung, unfühbares Verbrechen. „Du trägst den Fluch deiner Wahl, qu'il ne t'écrase“, „möge er dich nicht vernichten!“ waren die letzten Zeilen, welche die Tochter von ihren Eltern aus Paris empfing.

Und eines Tages barst die Volkswut gegen den „Verräter“ in eine Gewalttat aus. „Fliehet um Gotteswillen, noch heute fliehet, wenn Ihr nicht ermordet werden wollt!“ warnte atemlos ein altes Mütterchen, das im Hause des Spielwarenhändlers Wohltaten empfangen, das bedrohte Paar. „Eure Nachbarn haben beim Maitre Beratung gepflogen und haben geschrien, daß Ihr ein Vaterlandsverräter seid. Ein großer Haufe bewaffneter Bauern zieht heran; sie wollen Euch erschlagen und Haus und Hof in Brand stecken!“ In fliegender Hast rafften Meister Wilhelm und die zitternde Jeanne ein Bündel Kleider und das wenige Bargeld zusammen, das sie im Hause hatten und flohen dem Walde zu. Es war die höchste Zeit. Kaum war die Nacht herniedergefunken, so hörten sie schon das wilde Geschrei der anstürmenden Bauern, sie sahen, wie gierige Flammen aus Haus und Ställen schlugen und vor ihren Augen sanken die Früchte eines dreißigjährigen Fleißes in Schutt und Asche zusammen. Verborgen im Dickicht, kauerte Jeanne neben ihrem Gatten, und heiße Tränen tropften aus ihren Augen auf das Bündel, das sie hielt. Nicht die Wut der Feinde, nicht der allmächtige Zwang des Krieges, nein, der Haß ihrer eigenen Landsleute hatte ihr bißchen Glück in Grund und Boden getreten. Jäh, mit dem Aufschlagen der Flammen, durchzuckte sie da die Frage, ob wirklich ihr eigenes Volk so „edel“ sei im Vergleich zu den „Barbaren“, doch trotzig verschloß sich ihr verbittertes Herz der aufdämmernden Erkenntnis.

Und nun suchten und fanden die Flüchtlinge Zuflucht bei den Deutschen. Einem Transport Verwundeter schlossen sie sich an, der ins Etappenlazarett zurückging. Wenn Jeanne Füße sie nicht mehr tragen wollten, so räumte ihr manch Leichtverwundeter auf dem Leiterwagen willig seinen Platz; da saß sie nun mitten unter den „Barbaren“, auch Landsleute, verletzte Franzosen, befanden sich beim Transport; ihre tiefe Entmutigung, ihr trostloses „absolument rien à faire“, womit sie ihre Niederlagen zu entschuldigen suchten, brannte wie Feuer auf der stolzen Seele der Frau und mit heißen Augen spähte sie umher und hoffte, ja wünschte, Roheiten der begleitenden Sanitätsmannschaften, Grausamkeiten gegen die Gefangenen, Flecken, schmachvolle Flecken an dem blanken Ehrenschild des deutschen Feindes zu entdecken! Was sie dagegen vernahm, war beherrschter Schmerz, leuchtender Heldenmut auch im Ertragen, durch nichts zu erschütternde Gutherzigkeit und ein heiliges, allumfassendes Erbarmen. Da keimte wider Willen eine stumme Anerkennung in ihr auf, doch immer noch waren die alte Abneigung und das eingefleischte Vorurteil mächtiger als die Erkenntnis.

Der alte Spielwarenhändler ahnte nichts von den inneren Kämpfen seiner Frau; für ihn ging's der Heimat zu, und als man die Flüchtlinge in den Zug einsteigen hieß, der nach der Hauptstadt des Bayerlandes abging, da hatte er fast alles erlittene Leid und die drohende bittere Armut vergessen über der großen Freude, sein liebes München wiederzusehen.

Jeanne kippte zu den geringschätzigen: Was würde diese deutsche Hauptstadt bedeuten gegen ihr stolzes Paris? — Und nun stand sie in den schönen, von Leben durchfluteten Straßen, wie träumend schritt sie, ihr armseliges Bündelchen in der Hand, an den hohen, prächtigen Bauten vorbei, den Künstschöpfungen der „Barbaren“, sie hörte mit den geschärften Sinnen des feindseligen Beobachters den ungestörten Pulsschlag des Lebens, der in diesem kriegführenden Lande schlug, ungehemmt in seiner Kraft, kaum beschleunigt durch Erwartung, sie sah das zielbewusste, ruhige Schaffen, die stille, eiserne Siegeszuversicht! Da ist es seltsam über dich gekommen, du arme, kleine Feindin vom Argonnenwald! Wie, wenn sie dich verachten, dich demütigen und hassen, dich, die ihre Sprache nicht kennt, die arm und müde und stumm, zerrissen und bestaubt unter sie tritt wie eine Bettlerin! —

Doch was ist das? Die deutschen Frauen, denen man sie zugeführt, sind alles eher als feindlich, sind gütig, schwesterlich mild. Zwar erkennt sie mit raschem Blick: Pariser Modedamen sind diese Frauen nicht! Sie rauschen nicht in seidnen Unterkleidern, sie haben keine dicke Schminckschicht aufgelegt wie die Pariser Dame „der Gesellschaft“. Doch dafür sind ihr Käckeln, ihre Güte auch nicht künstlich. Sie nehmen ihrer „Feindin“ zart und liebevoll, wie selbstverständlich, die staubige, zerfetzte Kleidung ab, sie suchen — nicht nur saubere, nein — Jeanne macht große Augen —, auch hübsche, gefällige Gewandung für sie hervor und fleiden die an ein milderer Klima Gewöhnte in wohlige warme Hüllen gegen die Münchner Winterstürme. Mit frohen Augen blickt auch der alte Spielwarenhändler unter einer funkelnagelneuen Pelzmütze hervor. „So sag' ihnen doch — hast du ihnen gesagt, daß ich eine Französin bin?“ flüstert Jeanne beschämt und widerwillig im Gefühl des inneren Unterliegens. „Sie wissen's ja, sie wissen's alle; das macht hier keinen Unterschied!“ gibt der Alte froh zurück. „Das macht hier keinen Unterschied!“ Jeanne denkt an die Vernichtungswut der Ihren, an ihren blinden Deutschenhaß, sie denkt an ihr eigenes Vorurteil, obwohl sie eines Deutschen Frau, — ihre Wangen glühen und eine heiße Träne fällt auf die wohlthätige Hand, über die sie sich dankend beugt — — —

Und nun tönt es: „Pink, pink!“ in der kleinen Werkstatt einer Münchner Vorstadt. Meister Wilhelm fertigt seine Zithern an, das einzige in seinem Handwerk, worauf er mit Recht stolz sein zu dürfen glaubt. Sie sollen deutschen Kindern klingen am deutschen Weihnachtsfest! Jeanne schreibt die Noten, zierlich setzt sie die schwarzen Köpfchen auf die Linien, doch die deutschen Lerte muß Meister Wilhelm selbst daruntersetzen. Und wie er die Saiten der ersten fertigen Zither erklingen läßt und dazu fröhlich hinausmettert: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ da geht sie leise aus dem Zimmer, legt den Kopf auf die Hände und weint bitterlich. Sie hat den Sinn dieses Liedes verstehen lernen!

Ein eiskalter Wind segt über den Münchner Christkindelmarkt und malt die neugierigen Näslein der Kinder rot und lustig an. Dort in der siebenten Reihe, von Lebkuchenbuden freundlich umrahmt, sitzt der Spielwarenhändler mit seiner Frau, seine geliebte Zither vor sich. Ist's nicht ein seltsam Schicksal, in wenig Tagen vom Argonnenwald stracks auf den Münchner Christkindelmarkt versetzt zu sein? — Jeanne hält sich etwas im Hintergrunde, ihr bangt, sie müsse sprechen und ihre Nationalität verraten. Wohl hat sie Güte von den Deutschen erfahren, wie aber das einfache Volk im Lande denkt, weiß sie dennoch nicht. Schon sieht sie sich im Geiste verhöhnt, geschlagen, so wie es zweifellos, wenn nicht noch schlimmer, elner Deutschen in Paris geschähe. Sie starrt in die Lichter des Christbaumes an der großen Bude ihr gegenüber: „Was

sie für seltsame Sitten haben, diese Deutschen! Wir stellen um diese Zeit, an Neujahr, unsere Schuhe oder ein Körbchen abends ans Fenster, um es am Morgen, mit unseren „étrennes“ gefüllt, wiederzufinden. Hier schmückt man Bäume mit Lichtern, mit buntem Zierat und Silberglanz. — schön ist es freilich, schön — — Und von den Bäumen wandern ihre Gedanken hin zum Wald, zu ihrem Wald und zu den fernern, fernern Argonnen — — Mit zitternden Händen ordnet sie all die lustigen deutschen Kinderlieder: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, „Klaus ist in den Wald gegangen“, „Bäuerlein, Bäuerlein tid, tid, tad“ und die großen patriotischen Gesänge: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“ und: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ — — Soeben hat ihr Mann ihr mit strahlender Miene von neuen Siegen der Deutschen erzählt und sie friert unter der warmen Hülle, friert bis ins Herz hinein — —

Unter dem Eindruck der neuen Siegesnachricht flutet die Menge doppelt froh erregt zwischen den „Ständen“ hindurch, rechts und links klappert ein Regen von „Nickeln“ und Silberstücken auf die Verkaufstische der Lebkuchenhuden nieder, — dem armen Spielwarenhändler vom Argonnerwald ist noch keines zugerollt. Sein rotes, erst so frohes Gesicht wird immer trüber, liebkosend und wehmützig zugleich streichen seine Hände über die Saiten seiner Instrumente und ein klagender Ton zittert durch all das frohe Treiben. „Und doch ist es rau und kalt, sein deutsches Vaterland!“ denkt mit neuer Bitterkeit die Frau. „Man findet uns mit ein paar Kleidern und süßen Worten ab. Doch eine Heimat, Brot und Arbeit finden wir hier nimmer, nimmermehr!“ — „Bist du der Mann aus Frankreich, der so gut mit unseren deutschen Soldaten war?“ fragt da eine helle, kindliche Stimme und ein etwa achtjähriges Burschen mit einem unternehmenden blonden Schopf tritt an den Verkaufstisch heran, nimmt respektvoll sein Mützchen ab und blickt dem Alten freundlich und voll Interesse in das froh aufleuchtende Gesicht. „Papa hat uns von deinem Schicksal aus der Zeitung vorgelesen! Er hat mir auch ein großes Silberstück gegeben — da sieh her — damit ich eine deiner schönen Zithern kaufen kann. Geh, spiel' mir etwas vor!“ Flugs spielt der Alte frisch und forsch: „Ich bin ein deutscher Knabe und hab ein deutsches Herz!“ Der Junge ist begeistert, er stürzt mit seiner Zither davon und der erste Taler blinkt in des Händlers Hand. Dann führt eine freundliche Mutter ihr blondbezoftes Töchterlein, eine angehende Musikschülerin, herbei und erst steht eine Madolinenzither. Ein edler Wohltäter stiftet gleich ein halbes Duzend für einen „Kriegskinderhort“ und wehrt den Dank des Alten freundlich ab: „Patriotische Pflicht, Mann! Ihr habt für unsere braven Feldgrauen viel getan, und auch fürs Vaterland gelitten! Da ist's nur recht und billig, daß wir's Euch vergelten!“ — Nun öffnen sich die Reihen und ein blinder Alter, von seiner Tochter liebevoll geführt, steht vor der Bude. Man will ihm eine Zither kaufen von dem „Mann aus Frankreich“, ihm darauf vorspielen in seinen vielen, vielen einsamen und dunklen Stunden. Ganz zart und leise intoniert da Meister Wilhelm: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter!“ Und der Blinde richtet seine erloschenen Augen aufwärts und lauscht verklärt lächelnd, als sähe er den Baum vor sich und all die anderen strahlenden Christbäume der deutschen Weihnacht — — Immer mehr Käufer treten heran, immer lustiger singt und klingt es aus der Bude des Spielwarenhändlers. Auch schriftliche Bestellungen treffen ein, die er freudig registriert, und niemand vergißt, dem alten Patrioten ein paar liebe, anerkennende Worte zu sagen. Meister Wilhelm strahlt. Es ist nicht das Geborgensein vor Not und Sorge für die nächste Zeit, was ihn beseligt, es ist der Dank des Vaterlandes! In den Pausen zwischen seinen Verkäufen greift er selbst herzhast in die Saiten und stimmt mitten auf dem Christkindlmarkt das „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Die Wacht am Rhein“ an. Eine dicht gedrängte Menge umsteht die Bude des Alten, der auf dem besten Wege ist, populär zu werden, und die bleiche Jeanne, die gefährdet hat, verhöhnt und geschlagen zu werden, sie teilt mit freudebebenden

Händen die kleinen Notenblättchen an die Käufer aus und dankt allen mit strahlendem Lächeln, mit Blicken und Gebärden; sie fährt den blonden Kleinen zärtlich über den Kopf; sie schaut in die deutsche Christnacht mit hellen und zukunftsfrohen Augen. Die warme Welle der deutschen Liebe ist über ihr Herz gegangen, und wie das Paar müde, aber unendlich glücklich in seiner bescheidenen Behausung angekommen ist, da wirft sie sich ihrem Gatten an die Brust und fühlt sich zum ersten Male wahrhaft daheim, nicht nur an seinem Herzen, sondern auch in seinem Vaterlande.



Eine Weihnachtsgeschichte.

Von E. v. Adelung.

Weihnachtszeit war es, und zwar gerade am heiligen Abend. Und es war auch das echte, rechte Weihnachtswetter; den ganzen Tag über hatte es geschneit, lustige, wirbelnde Floden. Die lagen jetzt still und regungslos auf Straßen und Gärten der großen Stadt und deckten alles mit einer dichten weißen Decke zu. Der Himmel hatte sich gegen Abend gelichtet: ein gelber Streifen vergoldete den Horizont, aber droben lagerten noch undurchdringliche Wolkenmassen, und es war still, sehr still auf den Feldern und Wiesen außerhalb der Stadt, gerade als hätte die Natur in feierlichem Schweigen des großen Festtages. Es lag etwas Ernstes, fast Düsteres in diesem lautlosen Schweigen, aber es achtete dessen niemand, denn die Menschen waren alle innerhalb der Stadt, und da ging es bunt und laut genug her. Mitten durch das Gedränge schritt eine junge Frau mit eiligen Schritten. Sie trug ein geputztes Tannenbäumchen in dem Arm, und es sah fast aus, als sei ihr das zierliche kleine Ding mit seinen bunten Glitzern zu schwer, denn sie nahm es beim Gehen bald in die eine, bald in die andere Hand. Freilich wer die hohe schlanke Gestalt ein wenig näher betrachtet hätte, der würde sich nicht länger darüber gewundert haben, daß die leichte Bürde für ihre Hände fast zu viel wurde: denn das blasser Gesicht schaute so vornehm und zart unter dem schweren schwarzen Schleier hervor, der sich zuweilen beim Gehen etwas löstete, und der schwarze Traueranzug aus den feinsten Stoffen und mit reichem Pelzwerk besetzt, zeigte deutlich, daß die Frau zu einem Stande gehörte, in welchem man sonst nicht pflegt, mit einem Baum beladen, in den dämmernden Abenden hineinzugehen, allein und zu Fuß. Dies schien die junge Frau auch wohl zu fühlen, denn sie sah sich bisweilen mit ängstlichen Blicken um, als fürchte sie, jemand könne sie einholen oder gar von ihrem Vorhaben zurückhalten wollen. Dabei ging sie aber immer unbeirrt weiter, durch die sich drängende Menschenmenge an den fröhlichen, lachenden Kindern vorbei, vorbei an den reich ausgestatteten erleuchteten Ladenfenstern, bis da, wo die Häuser kleiner, die Straßen einsamer wurden. Bisweilen glitt auch über ihr Gesicht ein Lächeln, und sie strich wie liebkosend über die grünen Zweige des Bäumchens in ihrem Arm hin, und dann beflügelte sie ihre Schritte aufs neue. Aber es war, als merke sie nichts von dem frohen Festtagstreiben um sie her, und ihr Blick irrte teilnahmslos in die Ferne, als suche sie dort etwa, was sie verloren.

Und sie hatte auch etwas verloren, die arme, reiche Frau, etwas, das ihr mehr gegolten als Reichtum und Besitz, mehr als das eigene Leben. Es war nur ein Kind gewesen, ein kleines Mädchen, aber das hatte das ganze große Haus mit dem Schall seiner trippelnden Füßchen, mit seinem hellen Stimmchen erfüllt, und das Kind war ihr eigenes, ihr kleines Marielchen gewesen. Jetzt stand das große, vielstöckige Haus mit seinen reich geschmückten Zimmern leer. Wohl gingen dort noch Gestalten aus und ein, aber was kümmerte sie das? Sie gingen an ihr vorbei, wie die fremden Menschen hier in den Straßen, und darüber hin glitt ihr Blick weit hinaus und suchte nur das Eine, das Verlorene, ihr ein und alles. Wenn die Mutter ihr kummervoll in die Augen blickte, ihr sanft über das

goldgelbe Haar strich, wenn der bewegte Gatte sie an sich zog und sie angsterfüllt bat, ihm zu lieb ihren Schmerz zu mäßigen, dann lächelte sie wohl mit dem eigenen Lächeln, das sie seit Mariechens Tode gelernt, sah ihn mit ihren freundlichen Augen an und sagte: „Was willst du von mir? Ich weine ja nicht.“ Sie hatte auch wirklich keine Träne geweint seit des Kindes Tode, sie, der sonst die blauen Augen so leicht und schnell voll Wasser standen. Sie ging still und in sich gekehrt ihren Weg, aber es war ihr, als müsse das Herz ihr brechen vor Weh, und ach! es wollte doch nicht. So kam die heilige Weihnachtszeit heran, auf die sie sich noch vor kurzem so gefreut hatte. Wie wollte sie ihren Liebling so freudig überraschen und wie schön hatte sie sich es bis ins allerkleinste ausgedacht. Da lag alles geordnet in einem Schubfach der Kommode: die Puppe mit dem Glanzhaar und den zierlichen Kleidchen, an denen sie selber so manchen Abend genäht, wenn die kleine schon eingeschlafen war — denn Mariechens Puppe sollte keinen nachlässig und fabrikmäßig hergerichteten Anzug erhalten. Alles war vom besten Stoff, wie es das kleine Mädchen selber trug, das Hemdchen, die Röschchen, das rosa Kleidchen mit der Stiderei, dazu die durchbrochenen Strümpfchen und die Lederschuhe. Dann war noch ein großer, bunter Ball da: wie würde der aus den geschickten, kleinen Händchen hoch empor und zur Decke fliegen? Ein Bilderbuch, ein Zusammenlegspiel und ein weißes Wollschäpchen mit rotem Band — das war alles, denn die kluge, reiche Frau sagte sich, daß es besser sei, wenn ihr Kind sich nicht an zu viel freue: die Freude würde um so größer sein. Diese Sachen nun lagen noch alle unberührt da, wie die liebevollen Mutterhände sie zurecht gelegt, und harrten der Bescherung, welche nicht kam, denn wenige Wochen vor dem Weihnachtsfest war das kleine Mariechen an einem bösen Fieber erkrankt und kurz darauf gestorben.

„Ueberlassen Sie Ihre Frau nur sich selbst,“ pflegte der Arzt zu sagen, wenn er in das Haus kam, wo der besorgte Gatte ihn ängstlich ausforschte. „Die Zeit heilt alles, sie wird auch diesen Schmerz lindern.“

Ja, die Zeit! Aber es gibt auch Wunden, welche sich nach innen verbluten, ehe die Zeit ihre weiche Hand daraufgelegt hat, um sie zu heilen, und immer besorgter sah der junge Gatte dem stillen, hoffnungslosen Treiben seines Weibes zu. So war der Vorabend des Festes, der heilige Abend herangenah, welchem er mit heimlicher Angst entgegen sah. „Marie,“ sagte er am Morgen und legte die Hand auf ihre Schulter, „kannst du nicht versuchen, unseren schweren Verlust Gottes Händen zu übergeben und wieder für die Deinigen zu leben?“ Da hatte sie still genickt und ihn dabei angesehen, so innerlich schmerzlich, traurig und trostlos, daß dem starken Mann die Tränen in die Augen traten und er sich abwenden mußte, um seiner Bewegung Herr zu werden. Sie aber, als bereue sie, bisher nur ganz sich und ihrem Schmerz gelebt zu haben, hatte sich bemüht, durch stilles Dienen ihm ihre Liebe zu zeigen, und es war eine frohe Hoffnung in ihm aufgestiegen, es würde nun besser mit ihr werden. Es schien auch wirklich so zu sein, und als ihn seine Geschäfte wider Willen für die kurzen Tagesstunden von ihrer Seite riefen, verließ er sie mit einem herzlichen Kuß und der Bitte, sie möge in seiner Abwesenheit zur Mutter fahren und dort die einsamen Stunden bis zu seiner Rückkehr verbringen.

Als er gegangen, schloß sie sorgfältig alle Türen des Gemaches ab, und nun holte sie hinter einem Vorhang das ängstlich versteckte Tannenbäumchen hervor, welches der treue Johann ihr am Abend zuvor hatte holen müssen. Sie stellte es mitten auf den Tisch, nahm goldene Nüsse, Lichter und allerlei Glittertand aus ihrem Schranke und begann nun das Bäumchen emsig herauszuputzen, wobei sie ganz leise auftrat und zuweilen kaum hörbar vor sich hinsprach. Manchmal hielt sie auch mitten in ihrer Arbeit inne, betrachtete das Bäumchen, nickte befriedigt vor sich hin und fuhr dann in ihrer Beschäftigung fort. Als sie ganz fertig war und sich vergewissert hatte, daß auch keinem der schlanken Zweiglein ein kleines weißes Wachslicht fehle, schellte sie ihrer Jungfer und befahl ihr, hinabzugehen und Kutscher und Diener zu sagen, daß sie heute den Wagen

nicht mehr brauche, sie fahre nicht aus, wie es bestimmt gewesen. Das Mädchen eilte, den Befehl ihrer Herrin auszuführen. Sie hatte, als diese sie gerufen, durch die Spalte der Türe das funkelnde, glitzernde Weihnachtsbäumchen erspäht. „Und, Rudolf,“ sagte sie zum Kutscher, „es ist auch ganz an der Zeit, daß die gnädige Frau endlich daran denkt, uns zu beschenken; es ist ja heiliger Abend und es ist nicht recht, wenn eines so in Gram versunken ist, daß es darüber die übrigen Christenmenschen ganz vergißt.“

„Die arme Frau,“ sagte Rudolf und wies mit dem Finger auf seine Stirn, als wollte er sagen, „bei der ist's hier oben nicht ganz richtig.“

Droben eilte unterdes die junge Frau in ihr Schlafgemach, nahm mit fliegenden Händen den Mantel um, setzte den Hut mit dem langen, schweren Schleier auf, stieg dann, das Bäumchen im Arm, geräuschlos die Hintertreppe hinab und huschte wie eine Verbrecherin aus dem eigenen Hause in den dämmernden Abend hinaus. Sie hatte ihrem Manne fest versprochen müssen, ein paar Tage lang nicht auf den Friedhof hinauszupilgern, so lange der Schnee so hoch lag, aber ihr Mariechen, das draußen einsam unter dem Schnee schlief, während Festfreude und Festjubiläum alle Herzen erfüllte, sollte nicht länger einsam und vergessen sein: sie kam ja schon und brachte ihm das geschmückte Weihnachtsbäumchen auf sein kleines Grab. Dort wollte sie es einpflanzen und dann — ja dann ihr müdes Haupt darunter legen in den weichen Schnee und vielleicht einschlafen, um all das Weh in ihrem Herzen zu vergessen. Gerne hätte sie auch die Spielsachen, die Puppe, den Ball und das Buch mitgenommen, aber sie konnte nicht so vieles tragen.

So eilte sie denn jetzt dahin und war bereits in der Nähe der düsteren Kirchhofspforte angelangt. Da begegneten ihr zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Das Mädchen war ein wenig größer, es hielt das Brüderchen an der Hand und beide blieben stehen, als sie das bunt gepuzte Bäumchen erblickten. „O, schau nur, schau!“ rief der Knabe und streckte seine Arme verlangend aus, vielleicht in der Hoffnung, im Vorübergehen eines der vielen bunten Dinger zu erhaschen, welche so verlockend an seinen Zweigen schwankten. „So ein Bäumlein möcht ich auch haben!“ „Pst,“ sagte das Mädchen und zog ihn am Arm zurück, „das ist ja ein Totenbäumlein, siehst du es denn nicht, daß die Frau es auf den Kirchhof trägt?“ Ein Totenbäumchen! die junge blonde Frau hatte die Worte verstanden und schauerte leise in sich hinein. Sie überschritt die Schwelle der Kirchhofstür und ein sonderbarer Anblick bot sich ihr dar. Das fahle gelbe Licht im Westen war erloschen, es war ganz still hier auf dem Kirchhof; nur bisweilen fiel sachte ein wenig Schnee von den Bäumen, da wo ein hungerndes Vögelein sich zum Flug erhob und den Ast, auf dem es gefessen, mit den Flügeln gestreift hatte. Aber still war alles, still und weiß. Die Gräber und die Büsche, Himmel und Erde waren in ein eintöniges, graues Weiß gehüllt. Auf den schmalen Pfaden lag der Schnee fußhoch, und die junge Frau hatte Mühe, ihren Weg zu finden. Aber sie kannte ihn gut, sie war ihn ja schon oft gegangen, seit sie ihr Kind hier zur Pforte hereingetragen hatten — um es nie wieder herauszutragen. Wie weich und tief der Schnee gebettet lag, und wie friedlich es sich schlafen mußte unter seiner schützenden Decke! Ach, wer sich doch niederlegen dürfte in dieser stillen dunklen Winternacht, um einzuschlafen und sein Leid auf immer zu vergessen. War denn kein Plätzchen für sie im Grabe neben dem Kind, oder hatten sie das Grab nicht tief genug gegraben? Die Gedanken der jungen Frau verwirrten sich, ihre Kniee zitterten unter der ungewohnten Last, welche sie auf den Armen trug. Aber sie ging unbeirrt weiter, gesenkten Blickes, um nicht über einen der vielen Steine zu fallen, welche hier den Pfad eng begrenzten und jetzt vom Schnee bedeckt waren. Nun kam es, das große Grabmal aus Marmor, an dem sie links abbiegen mußte, nun das Kreuz mit dem Efeufranz — wie dicht der Schnee darauf lag — und wenn sie aufblickte, mußte sie es sehen, das kleine, neue Grab, auf dem noch kein Stein ruhte und in welches sie alles hineingefahrt hatte, ihre Freude

und ihr eigenes Leben — heiliger Gott! ihr Herz blieb ganz stille stehen und die Füße versagten ihr. Da saß ihr Kind mit abgewandtem Kopfe auf seinem niederen kleinen Grabhügel, eine kleine, unbewegliche Gestalt. Das war Mariechens blaues Winterkleid, ihr Mäntelchen und der Hut, den sie, die Mutter, mit eigenen Händen gefertigt. „Mariechen,“ kam es jetzt leise von den bleichen Lippen, und der Klang zitterte verhallend in die ruhige, stille Schneeluft. Das Kind wandte sich um, es streckte zwei rotgefrorene Händchen aus und rief: „Wann kommt mein Mütterchen? Kommt es jetzt bald?“ Die junge Frau mußte sich an dem Kreuze festhalten, neben welchem sie stand, ihre Arme ließen das Bäumchen los, daß es in den Schnee fiel und die Glaskugeln und die goldenen Rösche leise aneinander klirrten. O Gott! einen einzigen kurzen seligen Augenblick hatte sie geglaubt, daß ihr Kind auch nicht ohne sie leben könne und zurückgekommen sei, um bei ihr zu bleiben. Langsam glitt sie an dem Kreuz nieder in den weichen Schnee, vergrub das Gesicht in beide Hände und begann bitterlich zu weinen. Da schmiegte sich etwas warmes, weiches an sie, eine kleine Gestalt drückte sich fest an die ihrige und zwei Kinderhände suchten die schützende Wärme ihres Pelzes. Sie wußte auch, ohne aufzuschauen, daß es das Kind war, welches vorher auf Mariechens Grab gesessen, und es überkam sie ein ganz wunderbares Gefühl, wieder von Kinderhänden berührt zu werden. So saß sie halbknieend ganz still im Schnee, und nur die heißen Tropfen rannen ihr ohne Aufhören durch die schlanken Finger. Sie merkte nicht, daß sie von Frost und Müdigkeit ganz erstarrte, aber sie hörte, wie das Kind sagte: „Mich friert und mich hungert, nimm mich heim,“ und da fuhr sie empor. Da fremde Kind durfte nicht länger hier im Schnee bleiben: es konnte ja erfrieren; so raffte sie sich auf, erfaßte die kleine blaurote Hand und wandte sich dem Ausgang zu. Da wies die Kleine auf die Stelle, welche sie verlassen, und sagte bittend: „Das Bäumchen — wollen wir das nicht mitnehmen?“ und sie ließ es willenlos und wie in tiefen Gedanken geschehen, daß es das Bäumchen aufhob und in seinen kleinen Aermchen forttrug. So schritten sie dahin, an den verschneiten Gräbern vorbei, durch die Kirchhofstüre und durch die Straßen, dem Hause der jungen Frau zu. Während sie durch die dunkel gewordenen Häuserreihen gingen, wo schon hin und wieder ein Lichterbaum hinter den Fensterscheiben erglänzte, stiegen in der jungen Frau allerlei Gedanken und Bilder auf, und die ganze Zeit über fühlte sie die kleinen, warmen Finger in ihrer Hand. Sie wußte nun, warum das Kind an ihrer Seite Mariechens Kleider anhatte: sie selbst hatte die abgetragenen der armen Mutter gegeben, denn Mariechen sollte zu diesem Winter neue, noch schönere erhalten. Die flehige blasse Nähterin hatte ihr mit Tränen dafür gedankt; sie konnte ja so wenig für ihr Kind tun. An bessere Verhältnisse gewöhnt, war sie früh verwitwet und in das tiefste Elend gekommen, aus dem sie kein Fleiß mehr retten wollte, denn der böse Husten nahm immer mehr zu und lange würde es nicht mehr mit ihr währen. „Es ist mir auch nicht um meinetwillen,“ hatte sie gesagt, „aber um mein Kind — wer soll dafür sorgen?“ Da hatte die vornehme Frau sie mit Tränen in den Augen angeblickt und ihr so freundlich die Hand gegeben und versprochen: „Ich will es tun, verlassen Sie sich darauf.“

Vor wenig Tagen hatte man die Witwe auf den Friedhof hinausgetragen und nun hatte sich wohl das verlassene Kind, den Weg zu seiner Mutter suchend, auf dem weiten Friedhof verirrt, war auf Mariechens Grab gekommen und hatte sich, müde und hungrig wie es war, dort niedergesetzt, um auf die Mutter zu warten. Das alles fiel ihr jetzt im Weitergehen ein, und es wollte ihr vorkommen, als habe sie in der letzten Zeit vieles vergessen, dies und vieles andere, was jetzt vor ihrem inneren Auge emporstieg. Wie besorgt und liebevoll hatte der Gatte über ihr gewacht und seines eigenen Schmerzes uneingedenk, nur daran gedacht, den ihrigen zu lindern. Wie treue Liebe war in dem Mutterherzen für sie, die ja auch das einzige Kind ihrer Mutter war, dieser Mutter, von der sie sich fortgewünscht, um für immer von ihr zu scheiden. Ihre Tränen fielen

noch immer hinter dem schwarzen Schleier nieder, aber es waren warme Tropfen, die ihr nicht mehr wehe taten, denn wenn sich ein warmer Quell einmal ans Tageslicht durchbricht, versiegt er nicht so bald, und als das Kind an ihrer Seite stille stehen blieb und sagte: „Ich kann nimmer weiter,“ da beugte sie sich nieder und hob die doppelte Last empor.

Zu Hause war indessen seit einer Stunde der Gatte heimgekehrt und auch die Mutter war gekommen, um den heiligen Abend, wie sie dies versprochen, bei der Tochter zuzubringen. Sie war besorgt gewesen, als diese am Nachmittag ausgeblieben, denn sie hatte sie erwartet, aber ihre Besorgnis stieg, als sie den Gatten allein fand. Dieser hatte bereits erfahren, daß seine Frau zu Fuß und ohne Begleitung ausgegangen — mehr wußte die Gose nicht zu sagen — und die qualvollste Unruhe bemächtigte sich seiner, als er die Mutter allein kommen sah. Er wäre sogleich davon gestürzt, um die Fehlende zu suchen, aber die erfahrene, ältere Frau hielt ihn zurück. „Warte noch ein wenig,“ bat sie, „laß sie nicht am Weihnachtsabend zurückkehren, ohne dich hier zu finden.“

Er hatte sich gedüngt auf einen Sessel geworfen und das Gesicht in der Hand vergraben, um nach wenigen Minuten wieder ruhelos aufzuspringen und aus dem Fenster zu schauen. Da, als ihn die besorgte Mutter nicht länger zurückhalten wagte, denn auch in ihr stiegen dunkle Ahnungen empor, deren sie sich nicht mehr zu erwehren vermochte — da gerade tat sich die Türe auf und in derselben stand das junge Weib, auf dem Arme ein fremdes Kind, welches mit beiden Händchen ein funkelndes Christbäumchen umklammert hielt. In ihren lieben Augen schimmerte es feucht, die Lippen hatten das alte, gewohnte Kinderlächeln wieder gelernt. „Da,“ sagte sie und reichte ihrem Manne das Kind hin, „das schickt dir unser Mariechen als Weihnachtsgabe.“ Und weinend hing sie am Halse der Mutter.

„Es wird alles wieder gut werden,“ sagte diese später zu ihrem Sohn, während die junge Frau die Bescherung für das fremde Kind richtete. Und es wurde alles wieder gut.

Das Totenbäumchen ist zum grünen, frohen Lebensbaum geworden.



Luftige Ecke.

„Papa,“ sagte Frischchen, „was ist ein Bücherwurm?“ — „Ein Bücherwurm,“ antwortete Papa, „ist eine Person, die lieber liest als ißt, oder ein Wurm, der lieber ißt als liest.“ „Sie müssen bedenken,“ sagte der junge Lebemann, „daß ich mir mein Geld schwer verdient habe.“ — „Ich dachte, es wäre Ihnen von Ihrem reichen Onkel hinterlassen worden.“ — „Das stimmt; aber es war eine schwere Arbeit, es aus den Händen der Advokaten zu reihen.“

Der Vorarbeiter wurde in die Schreibstube der Eisenbahngesellschaft geschickt, um über einen Unfall zu berichten, der einem Streckenarbeiter zugefallen war. Es wurde ihm ein Fragebogen zum Ausfüllen übergeben, und er kam ganz gut damit voran, bis er zu der Spalte „Bemerkungen“ kam. Nachdem er sie eine Weile angestarrt hatte, winkte er einen Beamten heran. — „Was ist los?“ fragte dieser. — „Derr,“ meinte der Vorarbeiter, „es war die große Bebe, die der Verletzte mit dem Hammer getroffen hat, und es würde nicht gut aussehen, wenn ich die Bemerkungen hierhin schriebe, die er gemacht hat.“

Sie hatten eben geheiratet und waren im Begriff, ihre Hochzeitsreise anzutreten. Wie das in solchen Fällen einem Bräutigam leicht geschieht, war er verwirrt und vergeßlich, aber er zeigte sich der Lage gewachsen. — „Aber Karl,“ sagte die junge Frau vorwurfsvoll, „du hast ja nur eine Fahrkarte gekauft!“ — „Das sieht mir ähnlich, Schwab,“ war Karls schnelle Entgegnung, „immer denke ich nicht an mich.“

„Wie ist dein Name, mein kleiner Freund?“ fragte die Kindergärtnerin ihren neuen Schüler. — „Ich weiß nicht,“ war die schüchterne Antwort des Kleinen. — „Wie ruft dich denn dein Vater?“ — „Ich weiß nicht,“ noch schüchterner. — „Wie ruft dich deine Mutter denn, wenn der Kuchen auf den Tisch kommt?“ — „Die ruft mich nicht,“ sagte der neue Schüler und strahlte übers ganze Gesicht, „dann bin ich schon da!“